

Das aktuelle theologische Buch

Psychologie und Theologie

am Beispiel des personenzentrierten Ansatzes von C. Rogers

In einer gesellschaftlichen Situation, in der die Bedeutung und die Zahl helfender Berufe zunimmt, stellt sich naturgemäß auch die Frage, wie ein beratendes Gespräch beschaffen sein muß, daß es für den Ratsuchenden tatsächlich zur Hilfe und Neuorientierung werden kann. Die vorliegende Veröffentlichung* geht dieser Frage nach und sucht auf dem Hintergrund des personenzentrierten Ansatzes von C. Rogers nach Antwort. Der Verfasser hat eine theologische und psychotherapeutische Ausbildung und wurde mit dieser Arbeit an der Kath.-Theol. Hochschule Linz zum Dr. theol. promoviert. Aufgrund seiner persönlichen Zusammenarbeit mit Rogers ist er gut in der Lage, dessen Anliegen in seinem Werdegang und in seiner Zielsetzung authentisch darzustellen. Dies ist schon deswegen bedeutsam, da im deutschen Sprachraum vor allem die frühen Positionen von Rogers rezipiert wurden, während man die Weiterentwicklung seiner Ideen nicht mehr im selben Maß zur Kenntnis nahm.

Die eigentliche Hilfe in einem beratenden Gespräch besteht nach Rogers nicht darin, daß der Berater die richtige Lösung eines Problems weiß und vermittelt, sondern daß es zu einer personalen Begegnung mit dem Ratsuchenden kommt. Durch die Wertschätzung, die der Ratsuchende auf diese Weise erfährt, wird er in die Lage versetzt, den nächsten Schritt nicht nur selber zu entdecken, sondern auch zu tun. Nicht die inhaltlich richtigen Lösungen sind gefragt, sondern das Annehmen eines Menschen und das Auf-ihn-Zugehen, wodurch in diesem die guten Kräfte geweckt werden, die in ihm schlummern. Eine gelungene personale Begegnung ist eine andere Qualität der Hilfe

als das Anbieten von inhaltlichen Lösungen und Ratschlägen. Es wäre ein grundlegendes Mißverständnis, diese Art des beratenden Gespräches, die sich mehr am Personsein des anderen orientiert als an richtigen Verhaltensweisen, mit dem Etikett der Beliebigkeit zu versehen.

Die Sympathie des Verfassers für seinen ehemaligen Lehrer ist unverkennbar, obwohl es sich dabei keineswegs um blinde Begeisterung und Gefolgschaft handelt. Das Anliegen von Rogers ist mit Sorgfalt und Redlichkeit dargestellt. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit der Bedeutung des personenzentrierten Ansatzes für die Seelsorge. Als Anhang ist eine vollständige Liste der zahlreichen Veröffentlichungen von Rogers zusammengestellt. Der Leser bekommt somit einen qualifizierten, werbenden und zugleich reflektierten Zugang zu Rogers, dem die Qualität der Begegnung wichtiger war als eine direkte Beratung und für den Begegnung immer mehr war als eine vordergründig lern- und anwendbare Methode.

An dieses Anliegen von Rogers knüpfen sich aber doch auch Fragen, die allerdings über die Darstellung von P. Schmid hinausreichen. Zunächst sei jedoch vor einer vorschnellen Kritik gewarnt, die aufgrund von gemachten Erfahrungen mißtrauisch geworden ist gegenüber der schöpferischen Kraft der Liebe, die lebendig macht und neue Lebensmöglichkeiten eröffnet, und die sich daher lieber auf direktives Eingreifen und auf Disziplinierung verläßt. Gerade Christen steht es nicht gut an, wenn sie nicht an die Macht der sich dem anderen zuwendenden Liebe glauben und sich statt dessen lieber auf andere Absicherungen verlassen.

Es ist ein großes Verdienst von Rogers, die verändernde Kraft, die in der Zuwendung zum anderen und in seiner Wertschätzung liegt, neu „entdeckt“ und neu ins Gespräch gebracht zu

* SCHMID PETER F., *Personale Begegnung*. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge. (384). Echter Würzburg 1989. brosch. DM 39,—.

haben. Es sind aber auch diesem Ansatz Grenzen gesetzt. Es ist nicht nur so, daß es die Liebe, die ja ihrem ganzen Wesen nach „non direktiv“ ist und vor allem *sein* läßt, oft genug schwer hat in einer Welt, in der das Direktive zum Üblichen und Gewohnten geworden ist. Der Mensch kann sich auch — und das ist ein Unterschied zu allen anderen Wachstumsvorgängen und daher auch zu allen Wachstumsvergleichen — dieser Liebe verschließen und nein sagen. Die Verweigerung, zu der ein Mensch fähig ist, dürfte nicht nur mit der Atmosphäre und den Strukturen, in die ein Mensch eingebettet ist, erklärt werden.

Rogers geht von der Überzeugung aus, daß die Lebendigkeit eines Menschen darin begründet ist, daß dieser auf seine innere Stimme hört und das in ihm schlummernde Selbst entdeckt — was jedoch von einer narzißtischen Selbstverwirklichung wohl zu unterscheiden ist. Das helfende Gespräch soll vor allem anderen eine Hilfe zu dieser Selbstfindung sein. So wichtig die Haltung des Annehmens gerade in der Beratungssituation ist, so dürfte doch auch nicht übersehen werden, daß es noch andere Akzente in einem menschlichen Zusammensein gibt. Der andere ist nicht nur anzunehmen, wie er ist, sondern es ist für das alltägliche und berufliche Leben ebenso unverzichtbar, daß er verlässlich ist und Erwartungshaltungen entspricht, wie man ja auch von einem Therapeuten erwartet, daß er einem Patienten auch dann mit Wertschätzung begegnet, wenn ihm nicht danach zumute ist. Der Konflikt, der darin besteht, daß das Zusammenleben Verhaltensweisen fordert, von denen man meint, daß sie dem eigenen Weg nicht entsprechen, wird sich wohl nie ganz auflösen lassen.

Rogers war offensichtlich eine kraftvolle und charismatische Persönlichkeit. Wofür er eintrat, war nicht nur seine Überzeugung, sondern Ausdruck und Inbegriff seines ganzen Lebens. Es läßt sich unschwer vorstellen, was herauskommt, wenn jemand die Methode von Rogers zwar praktiziert, diese aber nicht zur tragenden Kraft seines Lebens geworden ist.

Eine letzte Überlegung bezieht sich darauf, ob die Psychologie und die Theologie dasselbe meinen, wenn sie von Liebe reden. Die Psychologie versteht sich als empirische Wissenschaft, die ohne vorgegebene Beurteilungskri-

terien an die menschlichen Verhaltensweisen herangeht. Über — dann doch vorhandene — metaphysische Voraussetzungen wird nicht geredet. In der umfassenden Weise, in der Rogers von der liebenden Zuwendung und ihrer schöpferischen Kraft redet, ist diese aber nicht mehr nur ein empirisches Phänomen. Mit der Frage nach ihrer metapsychologischen Voraussetzung und Begründung gerät man in den Bereich der geglaubten Weltanschauung. Wird jedoch in *christlicher Weise* von Liebe geredet, ist zu sagen, daß die Liebe ihr Ziel und ihren Erfolg nicht in einem diesseitigen und damit empirisch nachweisbaren Erfahrungsraum erreicht, sondern daß sie erst durch Tod und Auferstehung an ihr eigentliches Ziel kommt und daher auch dann noch bewahrt und gut aufgehoben ist, wenn empirisch ihre Vergeblichkeit offensichtlich ist. Unsichtbares und Geglaubtes vermischt sich mit dem sichtbaren und praktischen Verhalten und tritt in die personale Begegnung mit ein. In der Sprache der Psychologie hat jedoch diese geglaubte Wirklichkeit kein Heimatrecht. Die Psychologie weiß um die Schwere eines Verlustes und die Notwendigkeit der Trauer, aber die erlösende Kraft des Leides bleibt ihr letztlich fremd.

Diese Begrenztheit der Psychologie mag enttäuschend sein, aber sie kann als Selbstbescheidung auch lohnend und dem Menschen dienlich sein. Wer von christlicher Nächstenliebe redet, sollte der Psychologie darum nicht nur Kurzatmigkeit vorwerfen, sondern er könnte von ihr lernen, was Nächstenliebe in der konkreten Situation meint und womit dem Menschen und seiner Lebendigkeit hier und jetzt am besten gedient ist. Es kann Christen nur gut tun, wenn sie sich von einer dem Menschen zugewandten Psychologie daran erinnern lassen, wie umfassend und voraussetzungslos die Zuwendung war, die Menschen bei Jesus gefunden haben. Andererseits wurde aber gerade bei diesen Begegnungen auch deutlich, was Unrecht und Sünde ist. Es mag ein Hinweis auf die göttliche Allmacht sein, welche die darin liegende Unvereinbarkeit aufzuheben vermag; sie tritt in Jesus in Erscheinung. Es ist nur allzu menschlich, die genannte Widersprüchlichkeit einseitig aufzulösen, indem man einmal für eine fraglose Zuwen-

dung eintritt und ein andermal die moralischen Forderungen betont, die einzulösen sind. Immer aber wenn beides zugleich geschieht, wenn der Mensch in seiner Schuld ernst genommen und falsches Verhalten weder übersehen noch global entschuldigt wird und wenn

er zugleich eine umfassende und verlässliche Zuwendung durch den anderen erfährt, ist dies für den Glaubenden ein Zeichen dafür, daß Gott nahe ist.

Linz

Josef Janda

Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert bestätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezensenten einen, die Verlage zwei Belege.

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

■ NIEMANN FRANZ-JOSEF (Bearbeiter), *Jesus der Offenbarer*. (Texte zur Theologie, Abteilung Fundamentaltheologie 5,1 und 5,2). Band I: Altertum bis Mittelalter. (152). Band II: Frühe Neuzeit bis Gegenwart. (216). Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1990. Kart. je S 198.—.

Aus der Masse theologischer Produktion ragt solides „Handwerkzeug“ als besonders erwünscht und brauchbar heraus; „tzt“, obige im Erscheinen begriffene Styria-Reihe wesentlicher Texte und Zeugnisse für die systematischen Disziplinen, gehört dazu. Sie wird 24 Bände haben, davon sechs (mit der Farbe Blau) aus der Fundamentaltheologie. Der mittlere ihrer drei traditionellen Traktate bedenkt den Offenbarungsanspruch Jesu Christi; mit ihm steht und fällt die Glaubenswürdigkeit des Christentums.

Niemann, gegenwärtig Akademischer Rat an der Universität München, ist durch seine profunde Erforschung der Genealogie des Traktates (Innsbruck 1983) als kompetent ausgewiesen. „Die vorliegende Sammlung möchte zum einen Texte präsentieren, die zu Recht als klassische gelten, zum anderen aber auch solche Quellen zu Wort kommen lassen, die nicht ganz leicht zugänglich sind, aber eine beachtenswerte Wirkungsgeschichte haben“ (I 11). In den Einleitungen zu den beiden Bänden stellt Niemann komprimiert die Aufgabe des Traktates und die Geschichte der Problematik vor. Die Texte — christliche, nichtchristliche, gegnerische — sind knapp, aber substantiell einbegleitet, die genaue Quellenangabe erleichtert das Verifizieren. Die Auswahl, die speziell auch bei biblischen Texten schwierig gewesen sein dürfte, kann noch nicht beurteilt werden, weil sie auch von den anderen Bänden der Reihe abhängig ist. Überhaupt verlangte die Komplexität des Themas Optionen. Wegen seiner Wirkungsgeschichte bis in die vorkonziliare Zeit hätte Gazzaniga aufgenommen werden können. In der Überwindung der extrinseizistischen Argumentation in unserem Jahrhundert hätten neben Blondel, Rah-

ner, von Balthasar und Pottmeyer auch Welte und Metz einen Platz. Jedenfalls ist das Verdienst der Publikation unbestreitbar, den Weg „ad fontes“ zu erleichtern.

Die Texte spiegeln den Gang der biblisch aufgetragenen Apologia (1 Petr 3,15), so etwa das zu unreflektierte Tradieren von Argumenten (Wunder- und Weissagungsbeweis) und des Offenbarungsbegriffes überhaupt, aber auch Aufbrüche, wie die Aufhebung von Offenbarung als „informatio doctrinalis“ in die „communio salutaris“. Eine der Überraschungen ist, daß sich die Sicht, Jesus selbst ist das Wunder, an dem die Wunder Momente sind, nicht erst heute, sondern bereits bei Anton Günther findet (II 126f).

Linz

Johannes Singer

■ POTTMEYER HERMANN J. (Hg.), *Kirche im Kontext der modernen Gesellschaft*. Zur Strukturfrage der römisch-katholischen Kirche. (Schriftenreihe der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg). (124). Verlag Schnell & Steiner, München-Zürich 1989. Kart. DM 28,—.

Angesichts des Eindrucks eines zentralistischen Dirigismus äußern breite Kreise jener aktiven Katholiken Enttäuschung und Proteste, die bislang noch das kirchliche Leben tragen. „Die Grundlagen eines neuen Kirchenbewußtseins, das sie Verantwortung für und in der Kirche übernehmen läßt, scheinen ihnen neuerlich in Frage gestellt.“ Dies war das Anliegen der Tagung der Freiburger Akademie vom 19./20. November 1988.

Die Communio-Ekklesiologie und die tatsächliche Kirchenstruktur, die insbesondere in der Bundesrepublik zu staatsähnlich ist, passen heute schlecht zusammen (25f). Sie ist zur Glaubensvermittlung immer weniger geeignet. So der Soziologe F.-X. Kaufmann (Bielefeld). — „Nötig ist . . ., daß sich die Kirche endlich rückhaltlos zur Demokratie bekennt und deren Spielregeln innerlich akzeptiert“ (52). Diese Forderung des Juristen A. Kaufmann (München) mag für Leute gelten, die nach wie vor in der Vorstellung vom katholischen Glaubensstaat befangen sind. Diese haben (ebensowenig wie der Referent) das Konzil und dessen Erklärung über die Religionsfreiheit (samt der impliziten Bejahung der pluralistischen Demokratie) und die Enzyklika „Redemptor hominis“ (der gegenwärtige Papst identifiziert in der Nr. 17 die pluralistische Demokratie geradezu mit dem Wesen des Staates) nicht zur